

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Der gescheite Bub

urn:nbn:de:bsz:31-62042

„Nach Milwaukee? Ja, dahin schrieb ich einen Brief,“ ist Bartels Antwort.

„Diesen hier?“ fragt der Inspektor weiter und zeigt ihm ein vom Wasser verwaschenes Schreiben.

„Ja, das ist er, das ist mein Brief!“ erwidert der Gefragte überrascht.

„Dieser Brief,“ erklärte ihm nun der Inspektor, „ist mit dem Schiffe „Elbe“ untergegangen, an der holländischen Küste von Fischern aufgefangen und hierher zurückgeschickt worden. Wollen Sie ihn wieder, so steht er zu Ihrer Verfügung.“

Aber Bartel vermag die Hand nicht auszustrecken nach dem Briefe. Er wird blaß und rot und wieder blaß; es erfaßt den sonst doch kräftigen Mann ein Zittern, daß er sich niedersehen muß. Der Inspektor schaut ihn erstaunt und betroffen an.

„Warum ergreift Sie diese Nachricht so sehr?“ fragt er ihn endlich.

Aber es dauert lange, bis Bartel ein Wort hervorbringt; Minuten vergehen, da erklärt er dem Be-

er nur in Händen hält, nicht oft und nicht einbringend genug besichtigen. Immer und immer wieder dreht und wendet er ihn nach allen Seiten und Richtungen. „Brief, Brief, wenn du erzählen könntest, von all dem Entsetzlichen erzählen könntest!“ — Und wir sind gerettet — Gott — Gott — Marianne und meine lieben Kinder!“ ruft er heimwärts auf der Landstraße laut vor sich hin und achtet nicht auf die Begegrenden, die ihn anstarren und ihm kopfschüttelnd nachschauen. Der Mann ist ergriffen, ganz und gar, und er kommt nach Hause und herzt und küßt Weib und Kinder mit noch nie so tief empfundener Zuneigung.

„Kinder, Kinder — Marianne, wir bleiben hier in der Heimat, wir gehen nicht nach Amerika!“ jubelt er in tiefer Herzensseligkeit. Und Marianne weint und lacht und weint wieder an der Brust des Mannes, den sie noch niemals so ergriffen sah und niemals noch so herzlich lieb hatte, wie in diesem Augenblick.

Gleich in den nächsten Tagen aber kauft der Grandauer Bartel von dem Auswanderergeld zwei stattliche Kasse, dazu auch die Kiesgrube vor dem Dorfe draußen. Auf die hatte er's schon lange abgesehen! Und die Kiesgrube wird ihm unter nie rastender Arbeit zur Goldgrube, sein männlich-tapferes Schaffen wird ihm und Weib und Kind zum heiligsten Glück der Erde, und es hat von dieser Stunde an in meinem Frankendorf keinen Mann mehr gegeben, so rührig, so nüchtern und so voll Arbeitsfreudigkeit wie meinen Grandauer Bartel.

Der gescheite Wub.

„Jetz sell ich scho so!“ konnte man den Hirschwirt in Waldbstetten täglich einigemal sagen hören, „min Wub ich d'r gischteft uf mit und breit, und daß er 's Gras nit wachse hört, ich alles. Eifach: über min Sepple goht nit.“

Und wenn er das sagte, der Hirschwirt, dann stand er gewöhnlich in seiner ganzen Größe, und die war nicht unbedeutend, mitten in die Stube, drückte das ansehnliche Bäuchlein noch besser heraus, als gewöhnlich, und wackelte mit dem Kopf, an dem eine lange Habichtsnase und pffifig in die Welt blickende Augen so ziemlich die vornehmsten Zierden waren.

Der g'schiteft Wub aber war zwölf Jahre alt, ziemlich groß für sein Alter, und da er natürlich in keinem schlechten Futter stand, auch ganz hübsch pausbäckig und stämmig.

Seine vom Vater so gerühmte Gescheitheit offenbarte er an schönen Winterabenden, wo er den Gästen die Ritter- und Räubergeschichten, die er mit Vorliebe las, so lebendig zu erzählen wußte, daß sie hübsch sitzen blieben bis elf Uhr, was natürlich der Kasse des Vaters zugute kam.

„Din Wub cha's,“ sagten sie dann beim Heimgehen zum Hirschwirt, und selbst der Nazibauer, der doch sonst für nichts Interesse hatte, als für die Speckseiten, die daheim so einladend und „glänzend“



„Kinder, Kinder — Marianne, wir gehen nicht nach Amerika!“

amen: „Die „Elbe“ war das Schiff, das mich selbst mit Weib und Kind nach Amerika bringen sollte. Alles war festgesetzt, und nur durch einen Zufall wurde die Abfahrt verschoben. So hat uns Gott vor sicherem Tod bewahrt!“

Und auf dem Heimweg stellt sich Bartel all den unsagbaren Jammer, die herzzerreißende Todesangst der vielen Unglücklichen vor, die auf Glück und eine bessere Zukunft hoffend auf dem untergehenden Schiffe um ihr blühendes Leben rangen. Und er kann den Brief, den ihm der Inspektor zurückgegeben und den

im Kämi hingen, hielt den Sepple für einen Wunderbuben.

Und: „So isch's rächt, Sepple,“ belobte ihn jeweils der Vater nach Abgang der Gäste, „so isch's rächt, verzell nur rächt und mach dini Gschpäßli, daß die Bursche dohlibe und rächt jusse, bigotts. De chascht mit nüt mehr verdiane.“

Und der Sepple war ein sehr gelehriger Schüler in diesem Fach. Noch nicht fünfzehn Jahre alt, wurde er ein Meister nicht nur im Erzählen, sondern auch im Kartenspielen und — Trinken und verführte durch sein Beispiel die ganze männliche Jugend des Dorfes.

„Der Sepple isch zuem Wirt wie gibore,“ sagte dann der Hirschwirt zur Bärbel, seiner Frau. „De kennt sich us im Wurschtessel und weiß d' Lüt a'locke, bigotts, aß es e Freud isch.“

„'s wär alles rächt, Mathis,“ gab dann die Mutter zurück, „wenn er nur nit selber so arg ins Trinke chöm derbi. Aber er sußt jo scho wie en Alte, jo was sag i? Er sußt sogar der Scherpeterli unter d'r Tisch und de cha's doch, wie kein. Ich weiß nit, Mathis, ob des zuem e gueten End' fühert.“

„Schwät's nit so eifältig, Bärbel. Dr Sepple isch en Burscht, g'schit, wie's kein zweite git. Er weiß, was er tuet, und wenn er au sußt, he nu, mir vermöge's, und anderi jusen au und bringen uns 's Geld ins Hus, des isch doch d' Hauptsach, bigotts.“

Die Befürchtungen der Mutter sollten aber in der Folgezeit ihre Rechtfertigung finden. Der Sepple wurde immer toller und ausgelassener, war selten mehr nüchtern, er suchte nun sein Vergnügen mehr auswärts und trug das Geld, das er seinem Vater früher durch sein „Talent“ eingebracht, in die Fremde und noch viel mehr dazu, kurz, im Vertun wurde er ein Meister, im Verdienen aber immer weniger; denn die Arbeit haßte und fürchtete er wie das Feuer.

„Ja, so, Sepple,“ sagte jetzt der Hirschwirt, „cha's bigotts nit länger furtgoh, sunst chumm i um Hus und Hof bigotts! Es ischt e Sünd und e Schand, wie du 's Geld verpußischt. Sepple, i bitt di, tue e weng g'mach.“

Der Sepple aber, der gerade „im besten Zug“ war, wollte vom G'machtun natürlich nichts wissen, und so gab es zwischen ihm und dem Vater Zerwürfnisse, die zuletzt in Tätlichkeiten ausarteten, wobei der Sepple nach dem Recht des Stärkeren den Vater einmal ganz unglimpflich in die Einsenke warf.

„Jes isch's us,“ sagte der Vater, „du chunnst mir nimmi unter d' Auge, daß du 's waischt. Du schnürscht d'r Bündel und chunnst mer nimmi ins Hus. Des fehlt mir no, bigotts, daß i mi vo mim Buech müest schla lo, bigotts. Us isch's, us isch's, mer sin g'schiede für alli Zite, i ha kei Suhne meh, i chenn di nimmi, und wenn d' nit uf der Stell gohscht, loß i d' Gendarme hole, aß si dir d'r Weg zeige, aß du 's waischt. Ich bi Herr im Hus und nit du!“

Der Sepple ging, und weil er immerhin des Hirschwirts Sohn war, gab man ihm Arbeit in der großen, im Orte befindlichen Gerberei.

Anfangs tat er auch gut, dem Vater z' Trotz, wie er sagte. Aber allmählich wich dieser Trotz, er zog das Blauenmachen vor, verführte auch andere dazu und so wurde er entlassen und brotlos.

In der Not nahm er Zuflucht bei der Mutter, die ihm in Abwesenheit des Vaters auch half, soviel sie ohne dessen Wissen vermochte. Eines Tages aber überraschte dieser den Sepple in der Küche, als er sich gerade an einem Hohlrückenstück gütlich tat.



Feuerwehr und Spritzen bewegten sich nach dem Hirschen.

„Was,“ schrie der Hirschwirt, „du bischt do, du?! Was hesch du do z' tue? Han i dir nit 's Hus verbotte. Uf der Stell packst di, oder i loß di dur d' Chnechte nuswerse!“

„Sei doch nit so unvernünftig, Mathis,“ bat Sepples Mutter. „Er het doch kei Arbet und kei Brot, und verhungere cha men e doch nit lo.“

„Nus, sag i, nüt wie nus. I ha kei Suhne meh, us isch's, us isch's mit uns zwei, bigotts!“

„Und wenn du kei Suhne meh hesch,“ sagte Krebsrot vor Zorn der Sepple, „so han i au kei Vatter meh, de wirsch's erfahre. De hesch mi jedefalls 's Letzmol uem Hus g'jagt,“ und die Türe zuschlagend, daß die Fenster zitterten, machte er sich von dannen.

„Fürjo! Fürjo!“ hörte man aber in jener Nacht in Waldstetten schreien. Feuerwehr und Spritzen bewegten sich nach dem Hirschen, der lichterloh braunte. Wohnhaus und Ökonomiegebäude fielen in Schutt und Asche. Verzweiflungsvoll, in Schlappschuhen und nur mit einer Hose bekleidet (er hatte keinen Rock, ja kaum das Leben retten können), stand der

Hirschwirt auf dem Brandplatz, höhnisch lachend der „g'schit Sepple“ ihm gegenüber.

„Han i der's nit g'fai“, sagte er, „daß du mi nimmi mußjagst! Zeß mueßch selber froh si, wenn d' näume unters Dach chunnst, und wirsch g'spüre, wie's tuet, wemme kei Heimet het.“

„Und du bist's gsi, du bist der Brandstifter und sunsch kei Mensch“, entgegnete wütend der Hirschwirt.

„Frili, jo frili bin i's gsi“, sagte lachend der Sepple, „i leugne's gar nit, und gern, ganz gern gang i ins Zuchthus, dir zuer Schand, du Nabevatter.“

Seinem Wunsche wurde entsprochen. Er erhielt vier Jahre. Aber der Hirschwirt geht seither herum wie ein Gespenst. Anfangs hatte er den Sepple verflucht, aber allmählich hatte doch das Gewissen an ihm zu arbeiten begonnen und ihm laut und eindringlich gesagt, daß er, er allein die Schuld an Sepples Verkommenheit trage.

Ein Kind, das von Jugend auf in einer Wirtschaft lebt, als Kundenfänger dienen muß und in allen Schlichen und Ränken der Habgier und Gewinnsucht unterrichtet wird, kann nimmermehr geraten, und wer mit dem Feuer spielt, kann leicht davon erfaßt und verbrannt werden.

Strafe muß sein!

Humoreske von A. Theinert.



„Hochwürden, der Postbote hat einen Korb gebracht.“

„So? — Na, dann sehen Sie nur mal nach, was drin steckt, Babette.“

Der am Schreibtisch sitzende Kaplan legte die Feder hin und schaute erwartungsvoll seiner an dem Korbe herum-bastelnden Haushälterin zu, bis diese eine stattliche Gans zutage förderte und ihrem Herrn zur Inspektion hinhielt.

Der betastete mit kundigen Fingern die sauber gerupfte Brust des Vogels. Dem behäbigen geistlichen Herrn mit dem Doppelkinn und den kleinen munteren Auglein sah man's an, daß er einen guten Braten zu würdigen wußte.

„Ein Prachteremplar, Babette“, schmunzelte er. „Das Geschenk kommt gerade recht für unsern Weihnachtstisch.“

Die Haushälterin schüttelte bedenklich den Kopf. „Der Poststempel datiert von vorgestern“, bemerkte sie. „Die Beförderung des Korbes hat sich verzögert.“

„Ja, meinen Sie, das Fleisch könnte bis Weihnachten verderben?“

„Sehr wahrscheinlich bei dem milden Wetter. Jetzt ist's gerade im richtigen Stadium und ein Staatsessen gäb's, wenn ich's Ihnen heute vorsetzen könnte.“

„Heute? — Aber Babette! Heute haben wir ja Freitag, und noch dazu den Freitag der letzten Adventwoche“, protestierte der Kaplan.

Er stand auf und fing an im Zimmer hin und her zu schreiten, und jedesmal, wenn er bei der auf einem Seitentisch abgelegten Gans vorbeikam, schnüffelte er hörbar.

„Die wird verderben, ich glaub's selber“, murmelte er vor sich hin. „Schade, jammerschade! Sollte ohne Verzug zubereitet werden — gebraten kann man sie ja aufbewahren.“

Den Nachsatz hatte Babette nicht mehr gehört, sie war schon vorher mit der Gans aus der Stube geschlüpft.

Der Kaplan setzte sich wieder an den Schreibtisch und nahm die unterbrochene Ausarbeitung seiner Predigt auf, aber er kam nicht recht vom Fleck damit; seine Ideen waren ein wenig durcheinandergeleratet. Als er sich darüber ertappte, einmal „die Gänse Ägyptens“ anstatt „die Fleischköpfe Ägyptens“ geschrieben zu haben, ließ er lächelnd die Feder fallen und lehnte sich zurück in die Polster des bequemen Sessels. Fünf Minuten später war er sanft eingeschlummert.

Er schloß den Schlaf des Gerechten und er hatte einen Traum: Er saß an seinem Esstisch, die Serviette unterm Kinn, und behandelte mit dem Verständnis des gewiegten Kenners die saftig gebratene Gans.

Mitten im besten Schmausen erwachte er. Die Tür nach dem Flur stand halb offen, und durch den Spalt strömte ein Duft herein, so delizios, daß dem guten Manne das Wasser im Munde zusammenlief. „Aha“, seufzte er, „Babette ist damit beschäftigt, die Gans vor dem Verderben zu retten. Wäre ich doch nicht aufgewacht! — Wie spät mag's nur sein?“ Er zog die Uhr aus der Tasche. „Was, schon drei Uhr?“

Drei Uhr war die Tafelstunde im Pfarrhaus, und da steckte denn auch Babette, die Pünktlichkeit selber, eben den Kopf herein und meldete, es sei angerichtet.

Der Kaplan erhob sich, durchschritt die Stube,